

-wil oder -weil?

Autor(en): **Meyer, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **44 (1904)**

Heft 44

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-585676>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

—wil oder —weil?

Angefragt, warum die Schriftleitung der „Thurgauischen Beiträge“ in der Schreibung der Ortsnamen auf =weil sich nicht auch der offiziellen Form auf =wil anschließe, sondern immer noch die Form =weil festhalte, könnte ich einfach antworten: wir sind in unserm Jahreshefte als einer durchaus unabhängigen Publikation, was die Schreibweise anbelangt, in keiner Weise an regiminelle Verfügungen gebunden und können uns darin verhalten, wie wir es für passend und richtig finden. Allein ich will zur Beruhigung ängstlich loyaler Gemüter meine Ansicht in dieser Sache kurz darlegen.

Schon der bloße Nachweis, wie man in neuerer Zeit auf die Form =weil, und wiederum in neuester Zeit auf die Form =wil geraten ist, vermag uns das Richtige nahe zu legen.

Bekanntlich sprach man im Mittelalter durch ganz Deutschland in einer Menge von Wörtern, die jetzt ein ei enthalten, ein gedehntes i; in Ober- oder Hochdeutschland also: Zit, Zib, Pfiße, rif, rich; in Niederdeutschland: Tid, Ziv, Pipe, rip, rif. Ähnlich verhielt es sich mit Wörtern, die jetzt ein au enthalten; sie lauteten durch ganz Deutschland mit gedehntem u; nämlich in Ober- oder Hochdeutschland sagte man: Hus, Mul, Buch, Zun, Tube, us, suse; in Niederdeutschland: Hus, Mul, Buß, Tun, Tube, ut, supen. Und bis auf den heutigen Tag halten die beiden äußersten Dialekte, der allemannische und der mecklenburgische, an dieser Vokalisation fest, so daß also ein Schweizer sich in dieser Hinsicht leicht mit Fritz Reuter, und ein Mecklenburger ohne Mühe sich mit Hebel bekannt machen kann. Dieser Lautstand ist aber allmählich geändert worden; das gedehnte i hat sich zuerst auf steirisch-österreichischem, d. h. also auf einem Teile des großen bairischen Sprachgebietes, in ei umgewandelt, und zwar in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, zur Zeit des sogenannten Interregnums.

Als gegen Ende des Mittelalters die Familie der Habsburger dauernd zur Regierung des deutschen Reichs gelangte, drang dieses bairische ei in die Kanzleisprache des Reichs, und bald auch sonst beim Schreiben im Privatverkehr zunächst nach Baiern und Schwaben bis nahe an die Schweiz und auf der andern Seite nach Thüringen und Hessen bis zur Elbe und zum Harz, soweit dort nicht Plattdeutsch gesprochen und geschrieben wurde. Bekanntlich hat man sich in Niederdeutschland und in der Schweiz einige Jahrhunderte lang dagegen gesträubt, die Wortformen des neomodischen Hochdeutsch, wie es besonders durch Luther und die Reformation in Umlauf gesetzt wurde, aufzunehmen und in schriftlichem Verkehr anzuwenden. Die Schweizer scheinen sich gleichsam als die wahren Hochdeutschen betrachtet zu haben, wenn sie in Verträgen mit dem Ausland sich nannten: Wir gemeine Eidgenossen von Städten und Ländern des alten Bunds in hochdeutschen Landen; oder lateinisch: civitates et partes magnae ligae Alamanniae altae oder superioris; oder französisch: Seigneurs et communautés des anciennes ligues de la Haute-Allemagne. Deshalb hielten sie auch an den alten hochdeutschen Wortformen fest: bißen, Glich, Ifer; ful, Mur, Tube, lut. Allein als die neue Sprache mehr und mehr Boden in Deutschland gewann, da schien ein längeres Sträuben gegen die modernen Wortformen nutzlos, wenn man sich nicht wie die Holländer gänzlich von dem noch einzigen Verbands der Sprache und Poesie mit den übrigen Deutschen lösen wollte. Es war dann begreiflich, daß eine Zeit lang die modernen Formen mit den alten durcheinander gebraucht wurden (bißen und beißen, glich und gleich, ful und faul, Tube und Taube), bis im Laufe des 18. Jahrhunderts die neuen Formen zur Herrschaft auch in der Schweiz gelangten.

Diesen Gang der Sprachwandlung zeigt uns sehr anschaulich das Wort Schweiz selbst. Jeder weiß, daß der Name

zuerst das Land Schwyz bezeichnete. Die habsburgischen Kanzleien nannten aber dieses Land nach ihrem bairischen Dialekte Schweiz. Als dann im alten Zürcherkriege die federn Schwyzer die erste Geige spielten, da bezeichneten die Desterreicher alle eidgenössischen Gegner Zürichs als Schweizer. Nun entstand ein Durcheinander in den Formen des Namens. In Niederdeutschland sagte man Swyz und Swyzer, bei uns Schwyz und Schwyzer, in Desterreich, ferner in Schwaben und bald auch in Mitteldeutschland Schweiz und Schweizer, und alles das sowohl für den Kanton als für das Gesamt-vaterland. Im 18. Jahrhundert drang die neuhochdeutsche Form Schweiz und Schweizer auch in die schweizerischen Federn für beide Bedeutungen des Namens. Erst Johannes Müller machte im Jahre 1786*) die jetzt noch gebräuchliche Sonderung im Sprachgebrauch; er verwendete die Form Schwyz für den Kanton und Schweiz für das gesamte Gebiet der schweizerischen Eidgenossen.

Während die hochdeutsche Sprache mit ihrem neuen Vokalismus wenigstens beim Schreiben in der deutschen Schweiz schon vor der Revolution feste Wurzeln gefaßt hatte, indem die mächtig aufblühende deutsche Literatur auch die Schweizer fesselte und ihre geistige Tätigkeit befruchtete, war es mit der Umformung schweizerischer Ortsnamen langsamer gegangen. Begreiflich; denn die Eigennamen haften fester, weil sie uns wesentliche Bezeichnungen der Gegenstände dünken, und sie befremden uns teilweise, wenn sie uns in anderm Gewand erscheinen. Wir befreunden uns leicht mit den hochdeutschen Wortformen fein, weil; jedoch ein hochdeutsches Pfein und

*) Johannes Müllers Schweiz. Gesch. Buch I, c 15, n. 1. (Tsch. Ausg. der Werke, Bd. 17, S. 212): „Obwohl wir ungern in Kleinigkeiten vom angenommenen Gebrauch abgehen, schreiben wir Schwyz und Schwyzer, um dieses Land und seine Einwohner von den Eidgenossen und ihrem Lande um so viel deutlicher zu unterscheiden“. Vgl. Buch IV, c. 4, n. 33 (T. II, S. 4, n. 33.)

Weil an Stelle von Pfin und Wil will uns nicht munden. Die Helvetik, die allem Alten die Axt an die Wurzel legte, hatte auch hier, mehr gewaltsam als glimpflich und mit grober Faust eingegriffen; sann doch der sonst tüchtige Abt. Rengger *) ernsthaft darauf, wie man die schweizerischen Mundarten ausrotten könnte.

Im Thurgau erlitten die Sprachformen natürlicherweise dieselbe Änderung wie in der übrigen deutschen Schweiz, und auch die Ortsnamen mußten sich dem Strome des Fortschritts fügen. Während man früher Dozwyl, Hauptwyl, Münchwyl, Strohwnlen geschrieben hatte, schrieb man jetzt Dozweil, Hauptweil, Münchweilen, Strohweilen. Als nach der Helvetik der Kanton Thurgau selbständig wurde, da erließ vorläufig am 19. März 1803 ein hiezu beauftragter Ausschuß der Regierung eine Einteilung des Kantons nach Bezirken, Kreisen und Munizipalgemeinden (Tagblatt der Beschlüsse u. Th. 1. 1803, S. 10). Hier heißen die Ortschaften konsequent: Andweil, Dozweil, Hauptweil, Ketzweil, Koggweil, Luttweil, Uttweil, Wittenweil; Engweilen, Frutweilen, Hüttweilen, Münchweilen, Tägerweilen u. s. f.

Diese Änderung in der Form der Namen auf =weil und =weilen war keine unerhörte, keine freche Neuerung des Ausschusses; sie war schon längere Zeit nicht nur während der Helvetik beim Schreiben geläufig, sondern bereits vorher in den Kanzleien einzelner Gerichtsherrn versucht worden. Schrieb man sonst in der Sprache Leib, Leim, Reim, Weib, Wein anstatt Lib, Lim, Rim, Wib, Win, warum sollte man die Ortsnamen in alter Form stehen lassen? Man hatte damals das ganz richtige Gefühl — welches den Neuerern scheint abhanden gekommen zu sein —, daß die Ortsnamen mit den übrigen Wörtern der Sprache Schritt halten sollten.

*) „Von den Mundarten der deutschen Schweiz als einem Hindernisse der Kultur“ in dessen Kleinen Schriften. Bern 1838, S. 142—150.

Hätte der Ausschuß der thurgauischen Regierung in seiner Wahl der Form thurgauischer Ortsnamen eine unerhörte, für die Praxis unmögliche, ganz aus der Luft gegriffene Neuerung anbahnen wollen, so hätte es ein leichtes Mittel gegeben, dieselbe zu beseitigen, nämlich durch Beschluß der obersten Landesbehörde. Allein in der definitiven Einteilung des Kantons nach Distrikten und Munizipalitäten, wie sie durch den thurgauischen Gr. Rat den 18. Juni 1803 (s. Tagblatt 1, 214) festgestellt wurde, erschienen bei der Nomenklatur der Gemeinden neuerdings die Namensformen auf =weil und =weilen. Auch in dem Nachtragsdekret vom 28. Jenner 1812 (Tagblatt 9, 205) findet man: Andweil, Anweil, Braunsweil, Buhweil, Dingentschweil, Enzersweil, Sattersweil, Hauptweil, Iffweil, Ollmersweil, Renggersweil; Engelsweilen, Lampersweilen, Landersweilen, Ueweilen, Wagersweilen u. Eine einzige Ortschaft in der Munizipalgemeinde Fischeningen wird hier in der Namensform Andwyl aufgeführt, aber sicherlich nur aus Versehen durch einen Schreib- oder Druckfehler. In dem Gesetze endlich über die politische Einteilung des Kantons Thurgau vom 10. Januar 1816 (Gesetzesamml. Bd. 3. 1866, S. 104 ff), wie in allen Zusätzen und Nachträgen, heißen diese Ortschaften sämtlich =weil, nicht =wil; sie und alle andern thurgauischen Ortsnamen befanden sich in Übereinstimmung mit den Sprachformen der sonstigen Sprache, deren man sich in Rede und Schrift bediente.

Die thurgauischen Oberbehörden hatten sich durch diese Nomenklatur der Ortschaften, die sie dem Fortschritt der hochdeutschen Sprache anpaßten, ein Verdienst erworben, welches insofern anerkannt wurde, als niemals dagegen weder durch Kritik noch sonst durch irgend ein rechtmäßiges Mittel Widerrede oder Widerstand sich erhob. Diese vortreffliche Schreibung der Ortsnamen hat im Thurgau 100 Jahre, sechs Monate und 13 Tage unangefochten gedauert und war vollständig eingelebt. Selbst im Kanton Zürich, der doch höchst selten

etwas von einem andern Kanton annimmt, sah man die Zweckmäßigkeit dieser Namensformen ein. Der bekannte Gelehrte, Gerold Meyer v. Knonau (Vater), führte in seinem Gemälde des Kantons Zürich (2. Aufl. 1846, 2 Bde.) bei den zürcherischen Ortsnamen hochdeutsche Form und somit auch =weil durch, und schon schrieb man auch dort Richtersweil und Wädensweil, wie sich eigentlich gebührte. Gewiß wären die Formen =weil und =weilen auch in der übrigen deutschen Schweiz allmählich angenommen worden. — Allein

Es wär' so schön gewesen;

Es hat nicht-können sein.

Da kam die Bureaufratie dahinter, deren Grundgesetz, welches jedes andre gegebenenfalls lahm legt, bekanntlich die Behaglichkeit oder, wenn diese andauernd und beharrlich geworden, die Bequemlichkeit ist. Es ist sehr bezeichnend, daß in den ersten 50 Jahren, seitdem der schweizerische Bundesstaat Bestand hat, von einem Hineinregieren in die Namengebung von Ortschaften keine Rede gewesen; die Bundesbehörden hatten wahrlich Besseres zu tun, als sich mit solchen Kleinigkeiten zu befassen.

Fast fünfzig Jahre lang hatten die Bundesbeamten nie eine Klage an die Öffentlichkeit gegeben, daß die Verschiedenheit der Schreibungen von Ortsnamen auf =weil und =weilen sie störe oder belästige oder das bequeme „dito“ verhindere. Jetzt auf einmal seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts ist es, wie es scheint, bei der maßlosen Zahl von Bundesbeamten widerwärtig, unleidlich, absurd, unerträglich, daß man bisher im Herzen Europas in der einen Provinz =weil, in der andern =wil oder gar =wyl geschrieben. Das durfte nicht so bleiben; unter der Last dieses enormen Uebelstandes mußte ja die eidgenössische Verwaltung unbestreitbar nicht geringen Schaden leiden. Ich weiß nicht, ob das topographische oder das statistische oder welches eidgenössische Bureau diese Last zuerst konstatierte, oder

ob der erste Anlauf zu diesem edlen Wettstreit im Spätjahr 1894 von Seiten der Postverwaltung eines ostschweizerischen Kreises geschah; item, von da aus rumorte die Bedrängnis immer mehr. Die große weltbewegende Frage erfaßte einen nicht geringen Teil der schweizerischen Beamtenwelt, ja auch der Lehrerwelt; denn als die schweizerische Schulwandkarte auf Kosten der Eidgenossenschaft angefertigt werden sollte, welche, um den längst wieder als das Eldorado aller strammen Centralisten ersehnten Einheitsstaat einmal, in graphischer Darstellung wenigstens, vor dem Angesicht zu haben, die Kantons-grenzen nur noch mikroskopisch andeutet — da durften doch die Lehrer auch ihre Wünsche ausdrücken.

Angenommen (doch nicht zugegeben), es solle der Verschiedenheit von =wil, =wyl, =weil, =weilen, um der Einheit willen (denn Mannigfaltigkeit ist gewissen Leuten an einem Organismus unerträglich) durchaus ein Ende bereitet werden: mußte man denn bei der Alternative gerade den ungeschicktern Entscheid fassen?

Es ist eine bekannte Tatsache, „daß die Halbbildung sich am liebsten da regt, wo es die Muttersprache zu meistern gilt. Dies ist die große Allmend, worauf sich die Gelehrten und Ungelehrten und die mit Gelehrsamkeit Übertünchten aller Berufsarten weiden und tummeln. Wer sonst auch wenig weiß, hier weiß er alles und jedes, und je dreister und laienhafter die Einfälle dieser Sprachverbesserer sind, desto mehr berücken sie durch Wahlverwandtschaft die übrigen Laien“. Einer dieser Leute schlug nach und fand in einem Wörterbuch, das =weil und =weilen stamme von dem althochdeutschen wîla und wîlâri. Nun lebhafteste Entzückung: „Ich hab's! Ich hab's! Also muß man jetzt =wil und =wilen setzen; denn das ist die historische richtige Schreibung. Aber wahrlich, das heißt aufgeschnappte Brocken von Gelehrsamkeit übel verdauen! Müßten wir denn ein Wort, das im Althochdeutschen mit i geschrieben ist, aus diesem Grunde auch im Neuhoch-

deutschen mit i schreiben?*) Die deutsche Sprache steht doch nicht mehr auf jenem primitiven Standpunkt, sondern ist im Laufe der Zeit verändert, nämlich in organischer, gesetzmäßiger Weise entwickelt worden. Diejenigen, welche unsre nhd. Wörter in altdeutsche umgestalten, schreiben keineswegs historisch, wie sie wähnen, sondern reaktionär; denn die historische Entwicklung geht nicht rückwärts, sondern vorwärts. Darum sagt Jacob Grimm ganz treffend: „Unerlässlich scheint es, daß eine gebildete Sprache ihre Eigennamen den Gesetzen unterwerfe, die für alle übrigen Wörter gelten, und, wo sie es nicht tut, verdient sie, geschmacklos zu heißen.“

Jene Leute tun sich bekanntlich viel zu gute mit ihrer Konsequenz; „aber es ist die eigensinnig geradlinige jener Rattenart des Nordes, die, blind gegen das Links und Rechts und gegen alles andre, nur vorwärts auf einen Punkt loswandert“; es ist die nichtsnutzige Konsequenz, die an einzelnen Kleinigkeiten steckköpfig haftet, ohne das Ganze ins Auge zu fassen, die also im Wahne der Konsequenz gerade recht inkonsequent wird. Sie glaubt den gedehnten Vokal i aus Patriotismus oder, was weiß ich, aus welchem Grunde in den Wörtern =wil und =wilen festhalten zu müssen; aber sie gibt ihn ganz achtlos und harmlos preis in Ortsnamen wie: Greifensee, Rheinau, Rheineck, Rheinfelden, Weiach, Weinfelden, Weißenstein, die doch nach ihrer Forderung Grifensee, Rhinau u. s. w. heißen müßten. Wo ist da die liebe Konsequenz? Pedantisch hat nun einmal diese blinde Konsequenzmacherei aus dem

*) Eine Anzahl Geschichtsforscher dünkt es ein Großes zu sein, den Namen unsrer Vorfahren in der Form Alamannen (anstatt Alemannen oder Allmannen) wiederzugeben; man will doch zeigen, daß man weiß, wie die Römer den Namen auffaßten. Allein was geht das unsre jetzige Sprache an? Warum soll dieser Name hinter der jetzigen Sprache zurückbleiben? Es ist das pure Marotte einer übel angebrachten Gelehrsamkeit. Mit demselben Rechte könnte man die Seife Sapo nennen, weil Plinius uns diese alte Form überliefert hat.

weiten Gebiete des Ueberganges von i in ei lediglich das =weil aufs Korn genommen, und mit verstockter Beharrlichkeit lehnt sie sich in diesem Wort, und nur in diesem, wider die gesunden Keime einer naturgemäßen Entfaltung auf, die sie in ihrer leichteren Gewohnheit stören. Noch vor einem Menschenalter freilich nannten ältere Kaufleute bei uns die große Handelsstadt an der Elster in Sachsen „Lipzig“, und ein paar Jahrhunderte früher redete und schrieb man von Freiberg, Isenach, Isleben, Misen, Wimar, Wingarten, Grifswald (Grîpswolde). Glauben denn aber jene „Konsequenzler“, man werde nun ihrer Marotte zuliebe diese Städtenamen auch wieder in der alten Form schreiben?

Wäre es also notwendig gewesen (was ich bestreite), den Ortsnamen auf =wil und =wilen im Hochdeutschen eine einheitliche Schreibweise zu oktroyieren, so wäre die historisch richtige Form durchaus =weil und =weilen gewesen. Indem aber die Gewährsmänner den Behörden die Form =wil und =wilen mit konsequenter Durchführung vorschlugen, erwiesen sie sich als Stümper in der Sprachkenntnis, die um ihrer Bequemlichkeit willen lieber etwas Falsches als das Richtige empfahlen. Eins ist freilich annehmbar in ihrem Vorschlag; nämlich, wenn einmal =wil und =wilen gelten sollte, dann geboten Tintensparnis und Arbeitsbequemlichkeit, daß man nicht mehr =wyl und =wülen schrieb; denn i bedarf weniger Tinte und ist schneller geschrieben als das „zöpfsche“ η. Wenn aber die Herren nur auch so „konsequent“ gewesen wären, das η in Schwyz und Kyburg auszulilgen!

Das Verzeichnis der neuen Schreibweise von Ortsnamen erstreckt sich bekanntlich auch über die Namen der französischen Schweiz; allein, soviel ich gewahr werde, ist dort keine Änderung in der Schreibweise vorgenommen worden. Warum man nicht auch dort das „zöpfsche“ η in Namen wie Porrentruy, Courtelary durch i ersetzt hat? Antwort: weil den Welschen ihre Muttersprache viel zu heilig ist, als daß jeder Stümper

daran häfeln und mäfeln dürfte. „Mögt ihr eure deutschen Namen modeln wie ihr wollt, unsre welschen lassen sich das Bundesfranzösisch nicht gefallen“.

Nach allem dem konnte der schweizerische BRat „nicht umhin“, die Vorschläge seiner Gewährsmänner betreffend =wil und =wilen allerhöchst zu genehmigen und folgende Verfügungen zu treffen:

Sizung vom 3. Juli 1899: Die Frage, wie in der schweizerischen Schulwandkarte die Ortsnamen auf weil, wyl und wil zu schreiben seien, wird im Einverständnis mit den beteiligten Kantonsregierungen, nach Einsicht eines Berichtes vom Departement des Innern durch den BRat, so entschieden, daß die schon in den eidg. Kartenwerken angenommene Schreibweise wil auch für die schweiz. Schulwandkarte einheitlich anzuwenden sei. (BBlatt 1899. IV, 161.)

Sizung vom 15. August 1902: Die vom Departement des Innern vorgeschlagene Orthographie von Namen der schweiz. politischen Gemeinden wird für alle eidg. Verwaltungen obligatorisch erklärt. (BBlatt 1902. IV, 373).

Hierauf ersuchte das eidg. Departement des Innern diesem Beschlusse gemäß die Kantonsregierungen, daraufhin zu wirken, daß die neue Orthographie der Ortsnamen auch von den Kantons- und Gemeindebehörden, sowie auch vom Publikum (!) beachtet und angewendet werde.

Nachdem man der thurg. Regierung in dieser Angelegenheit das Messer auf die Brust gesetzt hatte, konnte sie begreiflicherweise auch „nicht umhin“, dem h. Beschluß bei ihren Untergebenen Autorität zu verschaffen; sie mochte erwägen, daß erstens Einheit in dieser Sache Not tue, und daß zweitens, so richtig auch die bisher im Thurgau übliche Schreibung =weil und =weilen war, es ihr unmöglich gemacht sei, damit durchzudringen. Daher beschloß sie am 21. Nov. 1902, die vom BR. festgesetzte Schreibweise der thurg. Ortsnamen auf wil und wilen als amtliche Schreibweise vom 1. Jan. 1903

an allen dem Reg.-Rat untergebenen Stellen und ebenso den Bezirks- und Gemeindebehörden zum Gebrauch in allen amtlichen Schriftstücken und Drucksachen ausschließlich vorzuschreiben und auch in den Schulen zur Einführung zu bringen.

Es wären freilich, wenn man in solche Sachen sich mischen wollte, andre thurgauische Ortsnamen der Verbesserung bedürftiger gewesen, deren ich vorläufig nur ein paar erwähnen will. Warum sollen wir immer noch Hörhausen sprechen und schreiben, da doch die Hühner lange nicht im ganzen Kanton hœær genannt werden und der Name des Dorfes früher in verständlicher Weise „Hühnerhausen“ hieß? Warum gilt offiziell immer noch das widersinnige Totnach, als ob der Name ein totes (!) fließendes Wasser (aach) bedeutete, während der Ort früher „zur toten Eich“ hieß? Warum schreiben wir immer noch Awangen, während der Name der Ortschaft einst Oninwang, später Onwangen geschrieben wurde und in der Mundart immer noch richtig Dwangen heißt? Was soll uns beständig das mißverständliche, vornehme Rheinklingen vor Augen geführt werden, obgleich das Dorf in schlichter Weise bis in die neuere Zeit „Reichlingen“ (Rîchilingen) genannt wurde?

Ich hoffe, im Vorangehenden auch den Laien es verständlich gemacht zu haben, daß das „Publikum“ (zu dem ich mich ebenfalls rechne) da, wo nicht amtlicher Verkehr es erheischt, besser tut, die oft genannten Ortsnamen in der fortschrittlichen Schreibweise „weil“ und „weilen“ beizubehalten, als sie in der obsoleten unhistorischen Weise zu schreiben, es sei denn, daß man ganz alte Texte zitiere.

Frauenfeld, 5. August 1904.

Dr. Johannes Meyer.